

btb

Buch

Liebe in Zeiten des Krieges: Ein bewegender Frauenroman, eindringlich und psychologisch einfühlsam erzählt von Helen Humphreys, einer der wichtigsten neuen literarischen Stimmen Kanadas.

England im Frühjahr 1941. Die junge Gartenarchitektin Gwen verläßt das kriegsgezeichnete London, um auf einem Landsitz in Devon Nutzpflanzen anzubauen. Keine leichte Aufgabe für die zurückhaltende Gwen. Auch als Vorgesetzte einer Gruppe junger Mädchen, die ihr bei diesem Projekt zur Seite stehen, tut sie sich schwer. Ihre Helferinnen sind mehr an den dort stationierten kanadischen Soldaten interessiert als an Gartenarbeit. Doch Gwen liebt das Anwesen, mit geradezu detektivischem Spürsinn streift sie durch die verwilderten Anlagen. Und entdeckt schließlich einen geheimen Garten, der ihr Leben für immer verändern wird.
»Eine bittersüße Geschichte, wunderbar geschrieben.«
(*Booklist*)

Autorin

Helen Humphreys, geboren 1961 in England, lebt seit 1963 in Kanada. Nach »Wenn der Himmel uns küsst« und »Die Abbildung« ist »Der vergessene Garten« der dritte Roman der mehrfach preisgekrönten Autorin. Er wird derzeit in Hollywood verfilmt.

Helen Humphreys bei btb

Die Abbildung. Roman (72836)

Helen Humphreys

Der vergessene Garten

Roman

*Aus dem Englischen
von Brigitte Heinrich*

btb

Originaltitel: The Lost Garden

Die Übersetzung wurde gefördert vom
International Translation Program
des Canada Council of Arts

Umwelthinweis:

Alle bedruckten Materialien dieses Taschenbuches
sind chlorfrei und umweltschonend.

btb Taschenbücher erscheinen im Goldmann Verlag,
einem Unternehmen der Verlagsgruppe Random House GmbH.

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe November 2003
Copyright © 2002 by Helen Humphreys
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2002
by Residenz Verlag Ges.m.b.H., Salzburg und Wien
Umschlaggestaltung: Design Team München
Umschlagfoto: Look/H.G. Merkel
Satz: IBV Satz- und Datentechnik GmbH, Berlin
KR · Herstellung: Augustin Wiesbeck
Made in Germany
ISBN 3-442-73128-3
www.btb-verlag.de

FÜR MADELEINE

England
1941

Wir treten hinaus, und Abend und Lampenschimmer öffnen sich um uns. Dieser Moment des Empfindens. Dieses intensive Gefühl unserer selbst. Die Sterne wie weiße Spitze über dem Hof.

Wir gehen durch die Straßen von London. Es ist vor sieben Jahren. Wir sind einander nicht begegnet, doch wir sind zusammen. Dies ist wirklich. Dies ist ein verstaubtes Buch aus dem obersten Regal einer Bibliothek in Mayfair. Das unter all der Tinte erstickte Geräusch des Lebens, unermüdliche Wellen, die sich an diesem Leseufer brechen. Wo ich auf Dich warte. Ja. In einem bestimmten Moment. Einem Wort. Hier an der Straßenecke. Hier auf dieser Seite.

Doch er entzieht sich mir, sogar jetzt, dieser Moment, den ich angehalten habe. Die Geschichte entzieht sich, während ich sie in Worte fasse. Jedes Wort eine kleine Flamme, die ich über dieser verdunkelten Straße für Dich entzündet habe.

1

Was kann ich über die Liebe sagen? Sie könnten mich hier in diesem Taxi in Richtung Paddington Station sitzen sehen – eine fünfunddreißigjährige Frau mit unscheinbaren Gesichtszügen – und denken, daß ich nichts über die Liebe wissen kann. Doch ich verlasse London der Liebe wegen.

Ich wurde nicht in London geboren, habe nur die letzten zehn Jahre hier gelebt, seit ich das Gardening College abgeschlossen und mit der Arbeit bei der Royal Horticultural Society begonnen habe. Aber was ist Liebe anderes als augenblickliches Erkennen? Ein Moment wahren Gleichklangs. Was ich unmittelbar bei meiner Ankunft an diesem Ort erkannte, war etwas in mir selbst, von dem ich nicht einmal wußte, daß es da war. Etwas unter der Haut, im Blut. Ein vertrauter Impuls. Das wilde, schöne Gewimmel von London. Kleine Straßen, die sich winden wie Bäche. Strenge steinerne Kathedralen. Der schnelle, trübe Muskel der Themse, der die Stadt auseinanderhält; die Spannung, die aus dieser beweglichen Kluft entsteht, greifbar, spürbar. Ich habe mich in der Finsternis über die Ufermauer gelehnt, in der wirklichen Finsternis der derzeitigen Verdunklung, wo sogar Sternenlicht einen Akt des Verrats darstellt. Im verdunkelten London stolpern Menschen durch die Straßen, die früher einmal mit der Stadt ver-

traut waren, tasten sich von Gebäude zu Gebäude, als wären sie blind. Ich bin an der Themse gestanden und habe gespürt, wie sie sich unter meinen Füßen wand wie eine Wurzel.

Doch dem ist nicht länger zu trauen. Jeden Tag ist die Landschaft radikal verändert. Aus Häusern werden Löcher. Massives wird zu leerem Raum. Alles kann über Nacht verschwinden. Wie kann Liebe diese Tatsachen überleben?

Die Straßen sind beinahe leer. Ich blicke auf, als wir die Vauxhall Bridge Road entlangfahren, und sehe zwischen zwei Häusern etwas Grünes aufblitzen; es führt zum Vincent Square und dem steinernen Antlitz der Royal Horticultural Society, das auf den Play-Ground-Park von Westminster hinunterblickt. Erst gestern war ich in meinem Leben dort und kehrte mit Roy Peake nach dem Mittagessen eilig zurück. An der Ecke des Platzes verabschiedete sich ein kanadischer Soldat von seinem Mädchen. »Bis bald, Süße.« Mir gefiel der unbekümmerte Klang. Ich war die Stufen zur Royal Horticultural Society hinaufgestiegen und hatte Roy Peake zugehört, der endlos über seine »unbekannte Birne« daherschwatzte. Ich glaube, daß er insgeheim hofft, er werde sie nicht identifizieren können, damit er sie nach sich benennen kann. *Peake's Pear*. Ich muß zugeben, daß es richtig klingt. Das Stolpern der beiden P wie ein perfekter Zweiklang.

Peake's Pear. Daran dachte ich gerade, als ich über die grauen Steinstufen in mein Büro zurückkehrte und diese Stimme so selbstbewußt über den Platz rief, daß ich mich auf der Stelle umdrehte. Selbstbewußtsein weckt immer meinen Neid. Das ist auch der Grund, weshalb ich mich zunächst zu Roy Peake hingezogen fühlte. Er sprach eines Tages unter der Tür zu meinem Büro so leidenschaftlich über alte lokale Apfelsorten, einen *Orange Goff* in der einen und einen *Pigeon's Heart* in der anderen Hand. Das war zu einer Zeit, als seine Interessen noch breiter gestreut waren, vor den endlosen Tagen mit der »unbekannten Birne«.

Können Worte direkt ins Herz treffen? Ist das möglich? Können Worte so direkt wirken wie Rosenduft? Ein Mann an einer Straßenecke ruft etwas, und ich wende den Kopf dieser Stimme zu, wie ich ihn dem Duft einer Kletterrose zuwenden würde, die eine Laube überwuchert.

Ich habe mich von meinen Mitbewohnern in Mrs. Royces Pension in der Denbigh Street verabschiedet. Ich habe mich verabschiedet und nichts dabei empfunden. In den zwei Jahren, die ich dort verbracht habe, habe ich mich mit keinem von ihnen angefreundet, und obwohl Mr. Gregory mich dazu bringen wollte, ihn zu mögen, tat ich es nie. Abgesehen von meinen Arbeitskollegen gibt es niemanden, dem ich auf Wiedersehen sagen muß; doch als ich jetzt von dem Ort wegfahre, wo ich gewohnt habe, bin ich unerträglich traurig. Da ist diese Straße mit dem wunderbaren Kirschbaum. Seine Blüten werde ich in diesem Jahr vermissen. Wahrscheinlich werde ich ihn nie wieder sehen.

Ich schaue durch das Taxifenster, kann nicht anders, als hinzusehen, wie die vertrauten Straßen hinter mir zurückbleiben. Der Wind bringt die Sperrballons zum Schwanken, die über den Gebäuden angeleint sind, und sie neigen sich alle in dieselbe Richtung, wie im Hafen ankernde Boote, die auf der Flut hin und her schaukeln.

Die meisten Gebäude sind um den Sockel herum mit Sandsäcken gepolstert. Viele Fenster sind kreuzweise mit gummiertem Papier beklebt; ein mitleiderregender Versuch, das Glas bei einem Bombentreffer vor dem Zersplittern zu bewahren. Doch es sind hauptsächlich Fenster, die kaputt sind. Ich bin an Restaurants und Pubs vorbeigegangen, deren Fenster in Scherben auf der Straße lagen, während die Gäste zu Abend aßen oder mit einem Bier an der Bar standen, als wäre dies völlig normal, als hätte es in dieser ihrer Kneipe niemals Fenster gegeben.

An den meisten Schaufenstern und Gebäuden sind Luft-

schutzplakate angebracht. Morgens stehen Kinder vor den U-Bahn-Stationen Schlange, um sich für den Abend einen Platz im Schutzraum zu sichern.

Ich weiß, wie man die relative Entfernung einer Bombenexplosion einschätzt. Die, die weit genug weg sind, um einem persönlich nichts anhaben zu können, verursachen ein dumpfes, knirschendes Geräusch wie die Kollision eines Autos mit einem Laternenpfahl. Die Bomben, die von den Deutschen nahe genug abgeworfen werden, um tödlich zu sein, geben ein unterdrücktes Pfeifen von sich, einem riesigen, wahnsinnigen Teekessel nicht unähnlich.

Ich kann mich mit diesen Veränderungen nicht aussöhnen. Ich kann mich der Zerstörung dieser Stadt nicht weiter anpassen. London brennt jetzt. Im Januar wurden acht Kirchen der Stadt und die Guildhall durch Brände zerstört. Von meinem Fenster in der Pension aus konnte ich den Rauch sehen, der vor dem Nachthimmel hin und her wogte. Ich konnte die roten Feuerblumen sehen, die über den Dächern aufblühten.

Das Taxi schlängelt sich weiter in Richtung Bahnhof. An einer Zeile mit Reihenhäusern vorbei, von denen in der Mitte plötzlich eines fehlt. Kinder klettern bereits über den Haufen aus Backsteinen, zu dem jemandes Zuhause geworden ist. Eine Treppe ragt, einem Akkordeon gleich, aus dem Schutt. Unter einem Fensterrahmen flattert ein zerrissener Vorhang wie eine Fahne. Ein Spiegel hängt schief an einer einsamen übriggebliebenen Wand. In der Ferne höre ich das Heulen näherkommender Hilfe.

Es hat etwas Unanständiges, einen Blick in die privaten Räume von jemandem zu werfen, nachdem diese von einer mitternächtlichen Bombe zerstört worden sind. Aufblitzende Tapeten. Der Wind, der die Seiten eines offenen Buches umblättert. Plötzlich ist alles, was wir eigentlich nicht sehen sollten, das einzige, was zu sehen ist. Gerade als das Taxi an

diesem Schuttkrater vorüberfährt, sehe ich die Hand. Sie ragt mit leicht gekrümmten Fingern aus einem Haufen zerbrochener Backsteine, als hätte sie gerade einen Ball geworfen und wartete darauf, ihn zu fangen, wenn er aus dem Himmel fällt. Eine Kinderhand. Ich sehe ein Stück Stoff, das immer noch mit ihr verbunden ist, und dann ist das Taxi daran vorbei.

Ich weiß nicht, wie ich mich mit unnötigem, zufälligem Tod versöhnen soll. Ich weiß nicht, wie ich mich so vielen brutalen Veränderungen anpassen oder diese Landschaft neu erlernen soll, die mir einmal so vertraut war und jetzt jeden Tag eine andere ist. Ich kann den Weg zurück in mein Leben nicht mehr finden, wenn alle mir bekannten Wegmarken verschwinden. Vergangene Woche verirrte ich mich sogar in einer Gegend von Bloomsbury, in der ich gewohnt hatte, bevor ich zu Beginn des Krieges zu Mrs. Royce in die Denbigh Street gezogen war, um näher bei meinem Büro zu sein. Ich hielt nach meiner gewohnten Wegmarke Ausschau, die bestimmte, wo ich abbiegen mußte; ein vierstöckiges Backsteinhaus an der Ecke des Platzes. Seit ich das letzte Mal dort gewesen war, hatte sich das Haus in einen kleinen Haufen aus Staub und Scherben verwandelt.

Das ist es, was ich über die Liebe weiß. Daß sie jeden Tag auf dem Prüfstand steht, und was nicht erneuert wird, ist verloren. Man entscheidet sich, entweder mehr zu lieben oder weniger. Wenn die Wahl einmal so ausfällt, weniger zu lieben, dann ist der Abschied nicht aufzuhalten. Jedes geliebte Ding entzieht sich. Es läßt sich nicht aufhalten.

Wir sind in Paddington angekommen. Die Sonne zittert auf dem Glasdach des Bahnhofs.

Bis bald, Süße.

Mit das Schlimmste an diesem Krieg ist die Angst vor einer feindlichen Invasion. Diese Angst wird unmittelbar so übersetzt, daß man Reisen für Zivilisten so schwierig macht wie möglich, und das aufgrund der wenig wahrscheinlichen Möglichkeit, daß sich ein Spion unter uns befinden könnte, der vorausgeschickt worden ist, um Informationen zu sammeln, wo mit dieser Invasion begonnen werden soll. Um die Spione zu verwirren, sind in ganz England in den ländlichen Gebieten die Straßenschilder entfernt worden. Keine Wegweiser zu Dörfern oder Städten. Keine Tafeln an den Bahnhöfen. Die Kinder wurden strengstens angewiesen, niemals die Frage eines Fremden nach dem Weg zu beantworten, und überall hängen Plakate mit der Warnung: »Unachtsames Gerede kann Leben kosten«. Niemand scheint sich die Frage gestellt zu haben, ob ein Spion nicht auch mit einer Karte ausgerüstet sein könnte.

Für jemanden, der sich nicht auskennt, ist das Reisen schwierig geworden. Das Zugeständnis, das die Eisenbahngesellschaft für Leute wie mich bereithält, die zu einem unbekanntem Ort unterwegs sind, ist, am Fuß eines Laternenpfostens am hinteren Ende des Bahnsteigs ein praktisch unsichtbares Schildchen mit dem Namen des Bahnhofs anzubringen. Falls man nicht bei Tageslicht im ersten Wagen sitzt und den Körper zur Hälfte aus dem Fenster lehnt und über bemerkenswert gute Augen verfügt, ist es unmöglich zu erkennen. Nachts ist es vollkommen unmöglich, wenn routinemäßig im ganzen Zug die Lichter ausgeschaltet werden und Wagenladungen voller Menschen in verdunkelten Abteilen durch unbekannte Gegenden der sicheren geographischen Not entgegenbrausen.

Dieser Krieg hat uns alle nervös gemacht, in schreckhafte

Kaninchen verwandelt. Ich betrachte meine Mitreisenden voller Mitgefühl. Niemand hat erwartet, daß der Krieg so lange dauern würde, und jetzt, da Hitler im Begriff steht, in Jugoslawien einzumarschieren, und Rommel eine Wüstenoffensive plant, scheint er sich weiter ausgebreitet zu haben und endloser zu sein denn je; hoffnungsloser denn je. Die Anstrengungen der Bürger, am Leben und allen Gefahren gegenüber wach zu bleiben, haben uns alle zu zusammensuckenden, ängstlichen, ausgelaugten Geschöpfen gemacht. »Ich habe mitgezählt«, sagt die Frau mir gegenüber zu ihrem Mann. »Aber jetzt kann ich mich nicht mehr erinnern, ob wir fünf oder sechs Stationen weiter sind.«

Ich habe ebenfalls mitgezählt, und als sie das sagt, kann ich mich augenblicklich auch nicht mehr erinnern. Der Zug stampft immer weiter nach Südwesten, hinein in die ländlichen Gebiete von Devon, und mir kommt der Gedanke, daß wahrscheinlich kein Mensch in diesem Wagen auch nur die entfernteste Vorstellung davon hat, wo wir uns befinden.

Der Mann reagiert nicht auf die Verärgerung seiner Frau. Er ignoriert sie. Daran erkenne ich, daß sie verheiratet sind. Er dreht seine Zeitung um, und ich lese die erste Seite der *Times*. »Halb Abessinien erobert«, lautet eine der Überschriften, und dann, darunter, entdecke ich etwas, was mich zwingt, mich auf meinem Sitz nach vorne zu beugen: »Mit tiefem Bedauern geben wir bekannt, daß inzwischen davon ausgegangen werden muß, daß Mrs. Leonard Woolf (Virginia Woolf, die Romanschriftstellerin und Essayistin), die seit letztem Freitag vermißt wird, im Fluß Ouse in Rodmell in Sussex ertrunken ist.«

Ich denke an den Brief, den ich heute morgen in meinem Kopf an Mrs. Woolf geschrieben habe. *Dieser Moment des Empfindens. Dieses intensive Gefühl unserer selbst.* All die Briefe, die ich in meinem Kopf verfasse. All die Briefe, die nie perfekt genug sind, um abgeschickt zu werden. Und jetzt

habe ich meine Chance verpaßt, sie wissen zu lassen, wie sehr ich ihre Bücher liebe, und ihr zu sagen, daß ich ihr eines Abends vor sieben Jahren durch die Straßen Londons nachgegangen bin. Und nun werde ich die Antwort auf die Frage, die ich ihr immer beinahe gestellt hätte – »Waren Sie es?« – niemals erfahren.

Ich erinnere mich, daß der Mond aufgegangen war und daß die Anlage, als ich den Tavistock Square überquerte, in Licht gebadet war. Es dauerte eine Weile, bis ich die große, schattenhafte Gestalt einer Frau, die vor mir her über den Platz ging, überhaupt bemerkte. Doch als ich sie bemerkte, war es, als bemerkte ich auch alles andere zum ersten Mal. Die Juniluft war weich auf meiner Haut, und der wäßrige Verkehrsfluß, der auf der Southampton Row vorbeiströmte, war plötzlich gedämpft. Die Luft roch nach blühenden Bäumen, und dieser Duft war der Duft der Möglichkeiten, war voller Hoffnung.

Es gibt ein Vokabular des Seins, ein Vokabular dessen, auf der Welt einen Platz zum Leben zu beanspruchen, das nicht über die Kluft des Todes hinweg übersetzt werden kann.

Ich sah die große, ein wenig gebeugte Gestalt Virginia Woolfs in einem fließenden Kleid von der Farbe der Dämmerung über den nächtlichen Platz gehen. Welche Worte könnte ich überhaupt wählen, um diese Erfahrung wiederzugeben?

Eine mauvefarbenes Kleid. Die Farbe von Flieder. Es schwingt um den Körper, umhüllt ihn wie Rauch, geisterhaft im Mondlicht, das über den Häusern Londons aufsteigt. Wir waren lebendig. Wir brannten. Ich sitze im Zug in diesem schaukelnden Wagen, Jahre später, Wörter umschweben mich, lösen sich auf zu hauchdünnen grauen Schwaden. Nichts, was ich in Händen halten kann. Rauch, diese Worte sind nichts als Rauch.

Ich lehne den Kopf gegen das Fenster. Im Glas kann ich schwach mein Spiegelbild erkennen; die ländliche Gegend

schwirrt in sanftem Grün durch es hindurch. Seltsam, wieder Felder zu sehen, Bäume, die über dem Wasser einen Baldachin bilden, einen Eisvogel am Fluß. Keine zerstörten Gebäude und Luft, die dick ist vom Ziegelstaub. Seltsam auch, im Zugfenster wieder mein Gesicht zu sehen. Ich betrachte nicht oft mein Spiegelbild.

Als meine Mutter wußte, daß sie sterben würde, ließ sie mich sämtliche Spiegel in ihrem Haus entfernen und im Wintergarten zusammenstellen, mit dem Glas zur Wand. »Du wirst sie vermutlich nicht wollen«, hatte sie gesagt.

Ich hebe den Kopf. Auch sie habe ich verlassen, meine tote Mutter. Sie gehört jetzt zu der brennenden Stadt, der Asche und den zerbrochenen Steinen von London. Ihr Haus wurde zerbombt, während sie im Krankenhaus lag. Jenes Haus in Richmond, in dem ich aufgewachsen bin. »Ich wollte, ich wäre zu Hause gewesen«, hatte sie gesagt, als ich es ihr erzählte.

Ein paar Reihen vor mir sehe ich den uniformierten Arm eines Soldaten. Der Rest seines Körpers ist hinter dem Sitz verborgen. Plötzlich fühle ich mich ganz elend. Das ist alles, was ich habe – einen Wagen voller Fremder, eine mir unvertraute Landschaft von entwaffnender Üppigkeit, Erinnerungen, die keinen Trost spenden.

3

Niemand ist gekommen, um mich auf dem kleinen, ländlichen Bahnhof abzuholen, obwohl man es mir zugesagt hatte, als ich damals meine Vereinbarungen traf. Ein weiteres Beispiel für die grassierende Unzuverlässigkeit, die dieser Krieg sogar in bezug auf die einfachsten Versprechen mit sich gebracht hat. »Es ist Krieg«, sagen die Leute, um beinahe jedes Benehmen zu entschuldigen.

Man hatte mir gesagt, das Anwesen sei nicht weit vom Bahnhof entfernt, und wenn mein Gepäck nicht so schwer gewesen wäre, hätte ich versucht, die Strecke zu Fuß zurückzulegen. Doch das Gewicht meiner Bücher macht ein Transportmittel erforderlich. Für eine fünfunddreißigjährige Frau besitze ich auf dieser Erde nicht viel; hauptsächlich Bücher, ein paar Photos. Kleider nur wenige. Doch meine Bücher, meine Bücher sind so zahlreich, daß es aussieht, als wäre ich unterwegs, um eine kleine Leihbibliothek zu eröffnen.

Eine Mitfahrgelegenheit ist leichter zu finden, als ich gedacht hatte. Ein kanadischer Captain holt einen seiner Männer vom Bahnhof ab; denselben Soldaten, der im Zug einige Reihen vor mir saß.

»Können wir Sie mitnehmen, Ma'am?« fragt er mich. Ich zerre meine Taschen über den Bahnsteig, und diese Mühe nimmt so viel Zeit in Anspruch, daß inzwischen niemand mehr da ist außer den Soldaten und mir.

»Danke, ja. Ich bin unterwegs nach Mosel.«

»Dann ist es ganz einfach. Wir auch.« Der Captain ist groß und blond. Als er sich bückt, um meine Taschen aufzuheben, ist in seinem Atem ein sanfter Hauch von Alkohol.

»Was tun Sie dort?« frage ich, ziemlich rüde, wie mir bewußt ist, aber man hatte mir nur gesagt, daß Mosel für die Lebensmittelproduktion requiriert worden war. Niemand hatte von Soldaten gesprochen.

Der blonde Kanadier hievt meine Taschen hinten in den Wagen. »Wir sind dort einquartiert«, sagt er und hält mir die Tür auf. »Im Herrenhaus. Wir warten darauf, daß wir abkommandiert werden. Und Sie?« Dabei sieht er mich an, sieht mich wirklich an, und ich senke den Blick.

»Abkommandiert«, sage ich. Das klingt besser als zu sagen, daß ich mich freiwillig gemeldet habe. »Ich komme aus London, um die Arbeit in den Gärten zu beaufsichtigen.«

»Dann gehören Sie zu den Land Girls?« Er macht die Tür

hinter mir zu und setzt sich selbst auf den Fahrersitz. »Von denen ist schon eine ganze Meute dort oben.«

»Aber sie sollten erst nächste Woche kommen.« Ich hätte eigentlich Zeit haben sollen, das Gelände zu inspizieren und einen Arbeitsplan aufzustellen. »Sie sollten überhaupt noch nicht dasein.«

»Nun, dann sind es Schwindlerinnen, aber auf dem Anwesen gibt es ganz gewiß einige Land Girls«, sagt der Captain fröhlich. Der Soldat aus dem Zug setzt sich vorne auf den Beifahrersitz, und wir fahren vom Bahnhof ab die lange, gewundene Straße nach Mosel hinauf.

Das Anwesen ist größer und liegt abgeschiedener vom Dorf, als ich es mir vorgestellt hatte. Ich bin froh, daß ich nicht versucht habe, zu Fuß zu gehen, als ich den langgezogenen, steilen Hügel sehe, der dort hinaufführt. Am Fuß des Hügels windet sich ein Fluß. Ich denke an Mrs. Woolf. »Da ist ein Fluß«, sage ich ziemlich sinnlos.

»Rinnsal«, meint der blonde Soldat, der mir gerade gesagt hat, sein Name sei Raley.

»Bach«, sagt der andere. Es ist das erste Wort, das er seit Verlassen des Zuges äußert.

»Das ist, weil er aus Neufundland stammt«, sagt Raley. »Nicht wahr, David?« Er stößt den anderen mit dem Ellbogen an.

»Nun, es *ist* ein Bach«, sagt David wieder, »ich kann nichts dafür, wenn Sie es falsch sagen, Captain Raley. Sir«, fügt er nachträglich hinzu. Ich ärgere mich ein wenig über diese Insubordination, aber Raley grinst nur.

Vom Fluß ansteigend ist die Auffahrt zu beiden Seiten von Ulmen gesäumt. Zwischen den Bäumen kann ich die ordentlichen Rechtecke der Felder erkennen. Hinter den Feldern Wald. Die Ulmen sind mit Bedacht gepflanzt worden, um den Blick nach vorne zu lenken, den Hügel hinauf und immer weiter bis in den winkelförmigen blauen Himmel.

»Da wären wir.« Raley bringt den Wagen abrupt zum Stehen, und David und ich werden auf unseren Sitzen zuerst nach vorne geschleudert und dann wieder nach hinten.

Wir halten vor einem steinernen Torbogen. Durch diesen Torbogen kann ich ein gestutztes Rasenrechteck erkennen, offensichtlich die Mitte des von Gebäuden umschlossenen Innenhofs.

Raley hebt mühelos meine Taschen aus dem Auto und stellt sie auf dem Kopfsteinpflaster unter dem Torbogen ab. »Soll ich sie für Sie hineinragen, Ma'am?« Er ist von unfehlbarer Höflichkeit. Nach diesem kurzen einmaligen Treffen kann ich nicht sagen, wie echt sie ist, doch ich bin für seine Fürsorge dankbar.

»Danke, aber ich denke, von hier aus schaffe ich es allein.« In Wahrheit möchte ich mich beim ersten Mal allein hier umsehen, obwohl ich müde bin von der Reise. »Und wenn nicht, werde ich eine Schwindlerin finden, die mir hilft.«

Raley lächelt mich an. »Kommen Sie mal vorbei und besuchen Sie uns«, sagt er. »Wir sind direkt da oben auf dem Hügel.« Er sieht sehr gut aus, und er weiß es. Ich erkenne so etwas. Er ist der Typ Mann, der sich gerne dabei beobachtet, wie er sich einer älteren, unattraktiven Frau gegenüber ritterlich und charmant verhält.

»Danke.« Ich schüttele seine Hand, die sauber ist und kräftig. Kein Schmutz unter den Nägeln.

»Dann viel Glück.« Raley winkt, als er wieder in den Wagen steigt. David ist während unseres kleinen Abschieds auf dem Beifahrersitz sitzen geblieben, den Blick stur geradeaus gerichtet und seinen kleinen Rucksack an die Brust gepreßt. Er wirkt nicht übermäßig erfreut, wieder in Mosel zu sein.

Ich lasse meine Taschen auf dem Kopfsteinpflaster stehen und trete durch den Torbogen in plötzliches Sonnenlicht, und dieser erste Blick auf das Anwesen verändert mein Leben für immer.